

EIN LEBEN MIT AFRIKANISCHEN SPRACHEN*

Herrmann Jungraithmayr

„Dabei ist eine jede von ihnen
mindestens so harmonisch aufgebaut,
in sich perfekt abgestimmt
und für den, der sie kennt,
mindestens ebenso schön
wie ein antiker Tempel
oder eine gotische Kathedrale“
(Karl-Heinz Kohl).

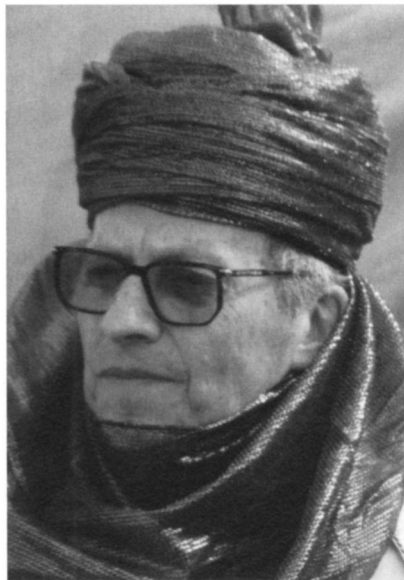


Foto: Thomas Gebauer

1. URSPRUNG UND HERKUNFT

In dem oberösterreichischen Städtchen Eferding 1931 zur Welt gekommen und aufgewachsen, blieb mein Horizont in und nach dem Zweiten Weltkrieg auf die engere Heimat zwischen Donau und Salzkammergut begrenzt. Meine Eltern entstammten beide alten Bauerngeschlechtern aus der Umgebung Eferdings. Als junges Paar übernahmen und führten sie den alteingesessenen Gasthof „Zur Traube“ am Hauptplatz der alten Stadt, von der das Nibelungenlied zu sagen weiß, daß Kriemhild auf ihrem Weg nach

* Meinem verehrten Lehrer Wilhelm Czermak (1889–1953) gewidmet.

Ungarn zu König Etzel durchgezogen sei.¹ Jedem Elternteil verdankt ihr Erstgeborener etwas Besonderes: dem Vater einen gewissen nüchternen Realitätssinn, auch Harmoniebedürfnis und ausreichende Bodenhaftung, der Mutter hingegen Wissensdurst und Neugier, Lust am Reisen und das Interesse für fremde Menschen, ihre Geschichte und ihre je spezifische Art zu denken und zu leben.²

Ein Fenster nach draußen in die weitere Welt wurde mir sowohl durch meinen Onkel Hans³ als auch durch den Kunstmaler Rudolf Lamich, der gegen Kriegsende aus Schlesien nach Eferding gekommen war, aufgetan. Beides Junggesellen, wohnten sie im Starhemberg'schen Stammschloß zu Eferding, wenige Schritte von meinem Elternhaus entfernt. Während mein Onkel eine mich unwiderstehlich anziehende Bibliothek besaß, fesselte Rudolf Lamich meine Aufmerksamkeit durch seine Erinnerungen und Erzählungen aus einem reichen und bewegten Künstlerleben.

2. AUFBRUCH UND ERSTE SCHRITTE

Es waren die letzten Wochen vor dem Abitur (Matura) im Jahre 1950. Fragen der Berufswahl beschäftigten uns Primaner des Realgymnasiums in Linz an der Donau in zunehmendem Maße. Unser Klassenvorstand, Herr Dr. phil. habil. Ernst Burgstaller, gab das Fach Deutsch, trieb aber außerhalb der Schule auch volkscundliche Studien. Diesem erfahrenen Manne traute ich es zu, daß er meine eventuell vorhandenen Begabungen im Laufe der Jahre einzuschätzen gelernt hatte. Eine allgemeine Studienberatung gab es in Linz 1950 (noch) nicht. Wien aber, die nächste Universitätsstadt, lag 200 km weit weg, zudem innerhalb der sowjetischen Besatzungszone, also für uns außerhalb normaler Reichweite.⁴ So wollte ich von meinem Lehrer Burgstaller, dem Germanisten und Volkskundler, wissen, ob es auch so etwas wie eine außereuropäische Volkskunde gäbe; als er dies mit dem Hinweis auf das Fach Völkerkunde bejahte, fragte ich weiter, ob ein Studium der Völkerkunde auch Sprachen miteinschlosse. Ohne Sprachen konnte ich mir ein mich befriedigendes Studium nicht vorstellen. Am Latein hatte ich immer

¹ „Nun war gen Eferdingen die Königin gekommen. Manche im Baierlande hätten wohl genommen den Raub auf der Strasse wie es ihr Gebrauch, und hätten so die Gäste mögen schädigen auch“ (Simrock n.d.:349). – Eferding erhielt bereits 1222 das Stadtrecht und ist somit nach Wien und Enns die drittälteste Stadt Österreichs.

² Auch bei meinem Bruder Alfred Jungraithmayr, der sich als Filmemacher unter anderem mit sozialkritischen Themen einen Namen gemacht hat, könnte ein besonderes Interesse für das Ungewohnte und Ungewöhnliche letztlich von daher stammen.

³ Lic. theol. Hans Jungreithmeier, Pfarrer an der evangelischen Kirche in Eferding, 1942 vom Pfarramt aus politischen Gründen suspendiert, danach bis Kriegsende in der Orientalischen (Hebräischen) Abteilung der Wiener Nationalbibliothek tätig.

⁴ Die Besatzungszonen wurden in Österreich nach dem 1953 mit den vier Besatzungsmächten geschlossenen Staatsvertrag aufgelöst.

schon Freude gehabt.⁵ Was aber Afrika betrifft, so tauchte diese Welt erst an meinem geistigen Horizont auf, als ich den Erzählungen meines Schulfreundes Otto Maschke lauschte.⁶

3. DIE WIENER JAHRE (1950–1953)

Auf der Suche nach einem Studium von – wenn möglich, außereuropäischen – Sprachen und Kulturen schrieb ich mich zum Wintersemester 1950 an der Universität Wien für das Fach Völkerkunde ein. Das Institut für Völkerkunde unter der Leitung von Prof. Wilhelm Koppers befand sich damals noch am Heldenplatz im Museum für Völkerkunde. Die Vorlesungen der Professoren Wilhelm Koppers, Robert Heine-Geldern und Joseph Haeckel vermittelten mir eine erste Orientierung, machten mir aber auch bewußt, daß ich hier umsonst nach Sprachen suchte. Ich verdanke es der Sekretärin des Instituts, Gräfin Anna Hohenwart-Gerlachstein, daß ich schließlich den mir gemäßen Weg fand: Sie lud mich ein, sie zu der Hauptvorlesung am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik in der Frankgasse zu begleiten. Der Institutsvorstand selbst, Herr Prof. Wilhelm Czermak, pflegte Freitag nachmittags eine öffentliche Vorlesung, die sich großer Beliebtheit erfreute, zu halten. In dieser Stunde entschied sich in der Tat mein Schicksal. Geist und Persönlichkeit dieses außergewöhnlichen Gelehrten und Menschen waren so überzeugend, daß sie von da an zum Maß und zur Richtschnur für mein ganzes Leben wurden (vgl. Czermak 1957). Der knapp Zwanzigjährige hatte gefunden, was er in seinem „dunklen Drange“ gesucht hatte. Czermak stand in der Tradition und Nachfolge von Leo Reinisch, dem Begründer der Wiener afrikanistischen Schule.⁷ Das Alte Ägypten, das Niltal, Nordostafrika standen im Mittelpunkt von Czermaks Vorlesungen und Seminaren. Seine Sprachlehrmethode war ungewöhnlich: Vom ersten Tag an lasen und analysierten wir unter seiner behutsamen und anregenden Führung aus den Somali-Texten von Leo Reinisch. Die Scheine aus den sogenannten Kolloquien, bei welcher Gelegenheit man sich einem Prüfungsgespräch – meist mit Tee! – stellte, tragen Titel wie „Nubische Studien“, „Koptisch: Schwerere Texte“, „Lektüre libyscher Texte“ oder „Eurafrikanische Sprach- und Kulturschichten“. Bei den Einführungen in

⁵ Dr. phil. Josef Zerobin, unser jugendlicher Lateinlehrer, hat manche von uns mit seiner Begeisterung für die klassischen Sprachen anzustecken gewußt.

⁶ Dr. jur. Otto M. Maschke, später als österreichischer Diplomat in zahlreichen Ländern – von Pakistan bis zu den Niederlanden und Spanien – tätig, war damals erfüllt von dem romantisch-jugendlichen Traum, einmal in und für Afrika tätig sein zu können. Er kannte die Jugendliteratur zur Kolonialzeit und begeisterte sich für ein Leben in Südwest- oder Ostafrika. Unser Plan, gemeinsam in Wien das Studium der Afrikanistik aufzunehmen, ließ sich aber nicht verwirklichen; seine Eltern hatten ihm dringend nahegelegt, Jus (Jura) zu studieren. Vergleiche Maschke (2004).

⁷ Reinisch verdankt die Wissenschaft manche großartige Trilogie, bestehend aus Grammatik, Texten und Wörterbuch, zu den kuschitischen Sprachen Ostafrikas (z.B. Reinisch 1900, 1902, 1903).

die afrikanischen Sprachen, etwa in das Nubische, das Somali oder Ewe, kam nicht nur der materielle Sprachstoff, sondern ganz besonders auch der jeweils dahinter stehende Sinn und Geist der sprachlichen Erscheinungen in lebendiger Gestaltung zur Sprache. Dabei beeindruckte mich vor allem der Enthusiasmus, die Begeisterung, die Czermak eigen war; aber nie ohne vornehme Disziplin in Gedankenführung, Rede und Haltung. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“ – Czermaks Persönlichkeit prägte mich und machte mich zu seinem Schüler.

Erste Gehversuche in „Feldforschung“ unternahm ich im Rahmen eines Schilhisches-Kurses,⁸ als ich mich aufmachte, Schilhisches-Sprecher unter den marokkanischen Akrobaten eines Zirkus, der gerade in Wien gastierte, für eigene Sprachaufnahmen zu gewinnen (Jungraithmayr 1953b). Nun öffnete sich auch in der Völkerkunde manch' neue Tür. In den spannenden Vorlesungen von Dominik Josef Wölfel, dem großen Mittelmeer-, Nordafrika-, Kanarische Inseln- und Megalithforscher, schloß sich mir eine neue Welt auf: die den alten Mittelmeerraum umgebende Welt Alteuropas und „Weißafrikas“.⁹ So deutete sich hier schon früh mein späteres Forschungsfeld an: die Sprachenwelt zwischen „Weiß-“ oder Nordafrika und Schwarzafrika. – Im Jahre 1953 beteiligte ich mich an der Gründung der Zeitschrift „Wiener Völkerkundliche Mitteilungen“.

Für mein erstes Wiener Jahr darf eine mich stark prägende Begegnung nicht unerwähnt bleiben: die Bekanntschaft, ja Freundschaft mit dem jungen Philosophen Renato Brancaforte, einem Schüler von Benedetto Croce (1866–1952). Er war aus Rom nach Wien gekommen, um die Wiener kulturhistorische Schule der Völkerkunde kennenzulernen. Wir fanden aneinander Gefallen und führten ausführliche Gespräche, die um kulturphilosophische und ethnologische Fragen kreisten, meist an Sonntagnachmittagen im Café. Renato war ein gutaussehender Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle; durch seine gesellschaftlichen Verbindungen erhielt ich auch Zugang zu besten Wiener Kreisen.¹⁰

Meiner geistigen Heimat in der Frankgasse mit ihren lebenswürdigen „Insassen“, zu denen vor allem auch Frau Dozent (später: Prof.) Dr. Gertrud Thausing und Erich Winter (nachmalig Professor für Ägyptologie an der Universität Trier) zählten, war jedoch ein jähes Ende beschieden, als 1953 Wilhelm Czermak, erst 63 Jahre alt, aus dem

⁸ Grundlage war Hans Stummes „Handbuch des Schilhischen von Tazerwalt“ (1899). Ich versuchte, diese meine ersten Kontakte zum Berberischen im Jahre 1953 fortzusetzen, als ich mich zu einer Studienreise nach Algerien aufmachte. Damals war Algerien noch ein Département von Frankreich, so daß ich der Überzeugung war, dafür kein Visum zu benötigen. Schon auf dem Schiff im Hafen von Marseille wurde ich aber eines Besseren belehrt. Ich mußte meinen Plan aufgeben und schiffte mich statt dessen nach Korsika ein (s. Jungraithmayr 1953a).

⁹ Wölfels bedeutendstes Werk trägt den Titel „Monumenta Linguae Canariae“ (1965). – Mein bester Studienfreund war von Anfang an Andreas Kronenberg, mit dem mich bis heute eine treue Freundschaft verbindet. Erfreulicherweise kamen wir 1985 in Frankfurt wieder als Kollegen zusammen.

¹⁰ Mein großer Wunsch, den Freund in den Jahrzehnten danach wiederzusehen, blieb trotz vieler Bemühungen bis heute unerfüllt.

Leben gerissen wurde: Der Tod ereilte ihn unmittelbar nach einer Promotionsfeier, die er als Rektor der Universität geleitet hatte. Wenige Wochen vorher – seinen Tod vorausahnend? – hatte er mir, seinem einzigen Hauptfachstudenten in Afrikanistik, den Rat gegeben, mich für den Fall, daß ihm etwas zustieße, wegen einer Fortsetzung meines Studiums entweder an Pater Gaston van Bulck in Rom oder an Johannes Lukas in Hamburg zu wenden. Die Entscheidung fiel für Hamburg. Ein bescheidenes Stipendium der Wenner-Gren Foundation, New York, das ich vor allem der Fürsprache von Prof. Robert Heine-Geldern verdankte, sicherte mir die materielle Grundlage meines Auslandsstudiums, das ich zum Wintersemester 1953 antrat.

4. MEINE FRÜHEN HAMBURGER JAHRE (1953–1956)

Die Befassung mit dem Nubischen und dem Ewe wie auch mit den Arbeiten von Leo Reinisch hatten mich schon in Wien daran denken lassen, in meiner nun bald anstehenden Doktorarbeit den damals nach Reinisch „verbum coniunctum“ (heute etwa „serial verb“) genannten Verbalbautypus näher zu untersuchen. Dieses Thema stieß aber am Hamburger Seminar nicht auf Gegenliebe, auch nicht bei dem gebürtigen Österreicher Johannes Lukas. Hier, im nüchterneren Norden Deutschlands, galt es vielmehr, ein weniger anspruchsvolles Feld zu bearbeiten; am besten in Gestalt einer handfesten monographischen Sprachbeschreibung. In diesem Sinne übergab mir Lukas Sprachmaterialien zum Tangale, die ihm in Berlin in den 1930er Jahren Diedrich Westermann zur Bearbeitung überlassen hatte. Sie stammten von Rev. John Hall, der seit 1917 als Missionar bei dem nordostnigerianischen Volk der Tangale tätig gewesen war und der ihm seine Aufzeichnungen anlässlich eines Besuchs in Berlin übergeben hatte (Hall 1994).

Mit dieser Arbeit am Tangale und dem Studium des Hausa, das ich bei kaum jemand anderem hätte gründlicher erlernen können als bei Lukas, betrat ich das Feld meiner lebenslangen Beschäftigung mit den tschadischen Sprachen. In den darauf folgenden fünfzig Jahren (1955–2005) sollten etwa zwanzig davon Gegenstand meiner Forschungen in Nordnigeria und im Tschad werden.¹¹

Das Tangale stellte sich über die Jahre hin als eine der am stärksten transformierten und innovierten Sprachen der gesamten Familie heraus.¹² Für die historisch-vergleichende Tschadistik hält es deshalb kaum archaisches Erbgut bereit – wenn aber

¹¹ So vor allem Tangale, Angas (Ngas), Sura (Mwaghavul), Ron-Daffo, Ron-Bokkos, Ron-Scha, Ron-Kulere, Ron-Fyer, Zime, Migama, Mubi, Mokillo, Mawa, Birgit, Sibine (Sumray), Kwang, Gadang, Sokoro, Miltu, Sarwa.

¹² Die Familie der tschadischen Sprachen umfaßt etwa hundertfünfzig Einheiten. Das Tschadische ist seinerseits Bestandteil des hamitosemitischen oder afroasiatischen Sprachstammes, dem außerdem noch das Berberische, das Altägyptische, das Semitische und das Kuschitische/Omotische zugerechnet werden.

vereinzelt doch, dann nur in bis zur Unkenntlichkeit degenerierter Gestalt. Es darf aber als ein Beispiel dafür gelten, wie extrem weit eine tschadische und damit hamitosemitische Sprache gehen beziehungsweise sich von ihrem Ursprung entfernen kann, ohne die Erinnerung daran gänzlich zu verlieren.

In Hamburg öffnete sich mir aber nicht nur – durch Lukas und seine dominanten Forschungsfelder Hausa und Tschadistik – das Tor zu meinem eigenen wissenschaftlichen Lebensweg. Durch August Klingenheben, der mich einerseits durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, gleichzeitig aber auch durch seine praktische Sprechfähigkeit (in Fulfulde, Vai und Amharisch), andererseits auch, zusammen mit seiner Gattin, Maria von Tiling, durch große Gastfreundschaft beeindruckte, sowie durch Ernst Dammann und Emmi Kähler-Meyer (Swahili, Bantuistik) weitete sich auch mein Blick hinein in die anderen großen Domänen der Afrikanistik. Dabei war der Geist Carl Meinhofs, der den Ruf der Hamburger Schule begründet hat, mit seiner meist nüchternen Achtung vor den sprachlichen Fakten und seiner klaren Methodik allgegenwärtig.¹³ Darüber hinaus gehören Otto von Essens lebendige und anregende Phonetikvorlesungen (vgl. von Essen 1953) sowie Eberhard Ottos human-humorvoll gestaltete Lehrveranstaltungen zum Altägyptischen und Koptischen zum bleibenden Erinnerungsgut meiner Hamburger Studienjahre. An nahen Weggenossen und Freunden dürfen Carl Hoffmann, der später viele Jahre Professor an der Universität Ibadan, Nigeria, gewesen ist, Rolf Gundlach, nachmalig Professor der Ägyptologie an der Universität Mainz, Hans Fischer, später Professor für Völkerkunde, Hamburg, und Jürgen Zwernemann, nachmals Direktor des Museums für Völkerkunde, Hamburg, nicht unerwähnt bleiben.

5. *ÄGYPTEN (KAIRO), SUDAN (DARFUR), TSCHAD (WADAI)*

Nachdem ich mein Studium 1956 mit der Dissertation „Untersuchungen zur Sprache der Tangale in Nordostnigerien“ abgeschlossen hatte, stand mir als erstes der Sinn nach praktischer Erlernung der arabischen Sprache, nicht zuletzt im Blick auf deren Unentbehrlichkeit bei künftigen Feldforschungen im zentralen Sudan.¹⁴ Kontakte zu Prof. Murad Kamil an der Universität Kairo sowie ein Arbeitsvertrag mit dem Goethe-Institut, München, führten dazu, daß ich von Januar 1957 bis Ende 1959 an ägyptischen Gymnasien, vor allem am Orman-Mustergymnasium und am Ibrahimiyya-Gymnasium,

¹³ Carl Meinhof (1857–1944), vor allem durch seine grundlegenden historisch-vergleichenden Arbeiten zu den Bantusprachen hervorgetreten, gilt neben Westermann als der Begründer der Afrikanistik. Seine weiterreichenden Schriften, etwa „Die Sprachen der Hamiten“ (1912) oder sein Alterswerk „Die Entstehung der flektierenden Sprachen“ (1936) müssen jedoch heute in ihrem Anspruch und ihrer Zielsetzung weitgehend als überholt gelten.

¹⁴ Arabisch-Kurse hatte ich sowohl in Wien als auch in Hamburg besucht. Es sei hier dankbar meiner Lehrer Ernst Bannerth (Wien) und Sobhy Labib (Hamburg) gedacht.

an der Kairener Sprachenschule in Kairo-Dokki und schließlich auch an der Sprachenfakultät der Al-Azhar-Universität die deutsche Sprache lehrte, gleichzeitig aber auch einen Arabisch-Intensivkurs an der American University absolvierte.¹⁵ Außerdem nutzte ich diese Zeit zu intensiven Sprachkontakten und Begegnungen mit den einheimischen Menschen, was mir über die Hunderte von Schülern und deren Eltern sehr erleichtert wurde. Die Verbindung zu Azhar-Studenten, die aus dem Sudan beziehungsweise aus dem Tschad stammten, weckte in mir bald den Wunsch, eine erste Forschungsreise in diese zentralafrikanischen Gebiete zu unternehmen.¹⁶ Dabei übernahm ich als wissenschaftliche Aufgabe die Dokumentation der Daju-Sprache und ihrer Dialekte wie auch die Frage nach den Wanderwegen ihrer Sprecher, die sich heute inselhaft über Darfur und den östlichen Tschad, vor allem in Wadai, verbreitet finden. Die Reise, die ich schließlich mit meinem Bruder Alfred und mit Omar Ortner im Winter 1958/59 unternahm, gestaltete sich recht abenteuerlich. Auf den Spuren der Daju-Wanderungen entdeckten wir Felszeichnungen auf Inselbergen in Darfur (vgl. Jungraithmayr 1960a), erstiegen den von Fur bewohnten Gebel Marra (3042 m) und wurden schließlich in Mongo beziehungsweise Abéché, Préfecture Ouaddai, von der damals noch herrschenden französischen Kolonialregierung in einem Campement wegen des Verdachts der Spionage für die arabische Seite festgesetzt.¹⁷ In Mongo kam ich zum ersten Mal mit Sprechern des Migama (Djonkor von Abu Telfan) in Kontakt, einer Sprache, die fünfzehn Jahre später zu einem zentralen Gegenstand meiner Tschadsprachenforschung werden sollte.¹⁸

So verdanke ich meinen ägyptischen Jahren – die den Sudan und den Tschad miteinschließen – entscheidende Impulse für meine weitere wissenschaftliche und menschliche Entwicklung. Ägypten, seine einzigartige Kultur- und Geistesgeschichte, die hochdifferenzierte Humanität seiner Menschen, das Neben- und Miteinander unterschiedlichster Ethnien und Sprachen, die seit vielen Jahrhunderten mehr oder weniger gut gelungene Koexistenz von Muslimen und Kopten – all dies hat bleibende Spuren in meinem Weltbild hinterlassen. Persönlich fühle ich mich bis heute mit Fritz Steppat, dem damaligen Direktor des Goethe-Instituts in Kairo und seiner Gattin Gertraud

¹⁵ Daß meine Wahl auf Ägypten fiel, hatte einerseits damit zu tun, daß Afrika und dessen Menschen in diesem Land am Nil besonders vielfältig präsent sind, andererseits aber auch mit dem Wissen, daß mir auf diesem Wege schon so bedeutende Vorbilder wie Johannes Lukas und Werner Vycichl (vgl. Vycichl 1990) vorausgegangen waren.

¹⁶ An der Azhar-Universität lernte ich auch den Studenten Jomar Mekki kennen, der Sprecher einer osttschadischen Sprache war, des Jegu, von dem die Wissenschaft noch keine Nachricht besaß (Jungraithmayr 1961). Außerdem machte ich damals die Bekanntschaft von Malam Musa, einem Mimi-Sprecher, der leider – nach acht Jahren in Kairo, fern von seinem Dorf im Tschad – in seiner Muttersprache buchstäblich nur noch bis drei zählen konnte (Jungraithmayr 1971).

¹⁷ Unsere „Herkunft“ von Ägypten und meine Galabiyya-Gewandung mochten diesen Verdacht ausgelöst haben. Vergleiche hierzu meinen Forschungsbericht (Jungraithmayr 1960b).

¹⁸ Jungraithmayr u. Adams (1992). Vergleiche auch Wilhelm Raabes Roman „Abu Telfan“, dem ich einen kleinen Aufsatz gewidmet habe (Jungraithmayr 1992).

Steppat herzlich verbunden; ebenso mit dem Ehepaar Leon und Alice Ishkhanian, denen ich es verdanke, daß ich die Welt der armenischen Kolonie in Kairo kennenlernen konnte.

6. WIEDER IN HAMBURG (1960–1962)

In Kairo erreichten mich fast gleichzeitig zwei Anfragen beziehungsweise Angebote meine berufliche Zukunft betreffend: Das Goethe-Institut wollte einen neuen Tätigkeitsbereich mit Sitz in Khartoum, der Hauptstadt der Republik Sudan, gründen, und ich sollte die Leitung des neuen Instituts übernehmen. Eine wirtschaftlich sicherlich attraktivere Alternative zu der Einladung von Johannes Lukas, als sein Wissenschaftlicher Mitarbeiter an das Hamburger Seminar zurückzukehren. Trotzdem entschied ich mich für das Letztere und trat am 1. Januar 1960 die Stelle an, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bescheiden finanziert wurde. Meine Aufgabe bestand vor allem darin, tschadische Sprachmaterialien, die Lukas auf seiner letzten Reise gesammelt hatte, auf- und für den Druck vorzubereiten. Dabei standen das Gisiga (Lukas 1970) und das Bole im Mittelpunkt (Lukas 1970/71, 1971/72). Für das Jahr 1962 lud mich Lukas zu meiner großen Freude ein, ihn – und seine Frau – auf eine einjährige Forschungsreise („Expedition“) nach Westafrika zu begleiten.

6.1. Von der Elfenbeinküste nach Nord-Nigeria (1962)

Nach einer unvergeßlichen Frachtschiffsfahrt, die uns in zwanzig Tagen von Hamburg über mehrere Zwischenhäfen, unter anderem auch Lissabon, nach Abidjan führte, brachen wir im Landrover von Abidjan auf, durchquerten von Süden nach Norden über Bouaké und Ferkessedougou die Elfenbeinküste, machten Station in Ouagadougou, Obervolta, heute Burkina Faso, und landeten schließlich in Niamey, der Hauptstadt von Niger. Hier bemühte ich mich, während eines vierwöchigen Aufenthaltes, um ein Verständnis der prosodisch-tonalen und grammatischen Struktur des Songhay, der neben dem Hausa wichtigsten Landessprache der Republik Niger.

In den darauffolgenden Monaten in Nordnigeria lag mir zunächst daran, mich mit dem Tangale, vor allem in seiner gesprochenen Form, vertraut zu machen, das ich ja bis dahin nur aus schriftlichen Quellen und Unterlagen kennengelernt hatte. Dabei stellten sich mir zwei zunächst unlösbar erscheinende Probleme in den Weg: zum einen die akustisch wenig differenzierte Tonstruktur dieser Sprache, zum anderen die Gesetze der sogenannten Vokalharmonie, die in tschadischen Sprachen selten begegnet. In beiden Fragen habe ich erst viele Jahre später, als ich nach meinem Exkurs in das Osttschadische wieder zum Tangale zurückgekehrt war, den notwendigen Durchblick gewonnen. Die Monate aber, die ich in Kaltungo, dem Hauptort der Ost-Tangale zubrachte, haben

mir viel wissenschaftlichen und menschlichen Gewinn gebracht. Die vorwiegend amerikanischen Mitglieder der Sudan Interior Mission (SIM) vor Ort sind mir mit großer Gastfreundschaft entgegengekommen. Zum Studium nicht nur des Tangale, sondern auch mehrerer Nachbarsprachen vor allem vom Adamawa-Typ, stellten sie Schüler aus dem von ihnen geführten „Teachers Training College“, das Herr Van der Dussen leitete, frei und mir zur Verfügung.¹⁹ So konnte ich das reiche Sprachenmaterial sammeln, das später unter anderem zur Grundlage des Tangale-Wörterbuchs (Jungraithmayr 1991a) wurde sowie auch den Beitrag über die Klassensprachen dieser Region ermöglichte (Jungraithmayr 1968/69).

Das zweite Standbein meiner Arbeiten befand sich in Pankshin, etwa 70 km südlich von Jos, der Hauptstadt des heutigen Bundeslandes Plateau, einer ähnlich sprachenreichen Gegend wie es die um Kaltungo im Osten ist. Hier wie dort stehen tschadisch-sprachige Ethnien benue-congo- beziehungsweise adamawa-sprachigen Gemeinschaften gegenüber. Pankshin liegt im südlichsten Grenzbereich des hamitosemitischen Sprachstamms, eine für linguistische Fragestellungen höchst produktive Zone, sind doch hier Interferenzphänomene wie in einer Experimentierwerkstatt unter äußerst günstigen Bedingungen zu studieren.²⁰ Nachdem ich mir einen Überblick über die auf diesem Hochplateau (ca. 1200 m) zersplitterte Sprachenlandschaft verschafft hatte, konzentrierte sich mein Interesse auf den Sprachenkreis von Angas und Sura einerseits und auf die Ron-Sprachen andererseits. Typologisch beziehungsweise sprachgeschichtlich stehen sich diese beiden Kreise – zumindest in morphologischer Hinsicht – wie Jung- und Alttschadisch gegenüber.

An Ergebnissen aus meinen damaligen Untersuchungen erschienen in den folgenden Jahren mehrere Artikel über das Sura (Mwaghavul) (1963) und Angas (Ngas) (1964) sowie meine Habilitationsschrift über fünf Ron-Sprachen (1970); ein Sammelband über das Angas befindet sich in Vorbereitung.²¹

7. LEHR- UND FORSCHUNGSJAHRE IN MARBURG (1963–1985)

Noch in Nigeria erreichte mich eine Anfrage von Prof. Ernst Dammann, der 1962 an die Philipps-Universität in Marburg berufen worden war, ob ich die Assistentenstelle an der Afrikanistischen Abteilung zu übernehmen bereit wäre. Ich freute mich über das

¹⁹ Stellvertretend für viele andere möchte ich hier vor allem Babuga Afirka, mit dem mich bis heute eine herzliche Freundschaft verbindet, nennen und für seine treue Mitarbeit damals und in den Jahrzehnten seither danken.

²⁰ Vergleiche Wolff und Gerhardt (1977) sowie Jungraithmayr, Leger und Löhr (2004).

²¹ Besonderer Dank gebührt Herrn (heute Chief Dr.) Jahota Jiwul (Pankshin) und Herrn Mafulul Lek aus Daffo, die mir den ersten Zugang zu ihren Muttersprachen – Angas beziehungsweise Ron-Daffo – ermöglichten. Mit beiden verbindet mich bis heute eine treue Freundschaft.

Angebot und trat die Stelle am 1. Februar 1963 an.²² Zu meinen Aufgaben zählte vor allem die Lehre in den westafrikanischen Sprachen Hausa, Fulfulde und Ewe. Es war vor allem die intensive Beschäftigung mit dem Ewe, unter anderem in Zusammenarbeit mit (Dr.) Gedeon Aflissah, heute Denu/Ghana, die mir den Blick (richtiger: das Ohr) für das Wesentliche in einer afrikanische Tonsprache schärfte. – Im Jahre 1964 wurde Otto Rössler von Tübingen auf den Marburger Lehrstuhl für Semitistik berufen – eine für mich wissenschaftlich wie menschlich glückliche Fügung. Zwischen uns entwickelte sich in zahllosen Gesprächen wie auch in gemeinsamen Lehrveranstaltungen ein äußerst fruchtbarer Gedankenaustausch, dem ich entscheidende Anregungen und Impulse für mein zunehmendes Interesse an einer historisch-vergleichenden Tschadsprachenforschung und darüber hinaus am Vergleich des Tschadischen mit den anderen Zweigen des Hamitosemitischen verdanke (Rössler 1950).

Nach Vorlage meiner Schrift „Die Ron-Sprachen. Tschadohamitische Studien in Nordnigerien“ fand Anfang des Jahres 1967 meine Habilitation statt.

Von 1963 an lag mir auch sehr daran, an den Kongressen der West African Linguistic Society teilzunehmen, so unter anderem in Freetown (1963 und 1970), Ibadan (1964), Lagos (1967), Abidjan (1969) und Ife (1976), auf denen ich namhaften Kollegen wie Robert Armstrong, Joseph Greenberg, Kay Williamson, Gilbert Ansre, Lawrence Boadi, Ayo Bamgbose und anderen zum ersten Mal begegnet bin. Später, vor allem ab den 1990er Jahren besuchte ich vorwiegend den North American Congress of Afroasiatic Linguistics (NACAL) in Verbindung mit dem jährlichen Treffen der American Oriental Society sowie die zweijährlich stattfindenden italienischen Hamitosemitistenkongresse, zuletzt 2005 in Ragusa/Sizilien.

Drei meiner afrikanischen Studenten aus der Marburger Zeit sind heute in ihren Heimatländern Professoren: Carl Ebobissé in Yaoundé (Kamerun), Al-Amin Abu Manga in Khartoum (Sudan) und Khalil Alio in N'Djaména (Tschad).

Eine besondere persönliche Beziehung verband mich in Marburg mit dem Ägyptologen Helmuth Jacobsohn. Über Jahre hinweg trafen wir uns in seinem Haus in der Schückingstraße zur Lektüre altägyptischer Texte (Jacobsohn 1992).

7.1. *Africana Marburgensia* (AM) und *Marburger Studien zur Afrika- und Asienkunde* (MSAA)

Durch die Berufung des Afrikanisten und Religionshistorikers Ernst Dammann und die darauffolgende Einstellung von Hans-Jürgen Greschat und mir selbst als Assistenten in diesen beiden Fächern konzentrierten sich an der Marburger Universität Afrika-bezogene Studien, die bald zur Gründung der Publikationsreihen „*Africana Marburgensia*“

²² In Marburg kam ich in das gastfreundliche Haus des Jura-Professors Heinrich Herrfahrdt, dem ich gelegentlich seines Besuchs in Kairo begegnet war. Bis heute verbindet mich mit den Töchtern Sabine und Ilsemarie eine herzliche Freundschaft.

(1968) und „Marburger Studien zur Afrika- und Asienkunde“ (1973) führten. Dabei erhielten wir, die Herausgeber, volle Unterstützung seitens der Universitätsbibliothek, insbesondere durch ihren damaligen Direktor Prof. Wolf Haenisch, der, selbst Japanologe, mit aktivem Interesse unsere Unternehmungen begleitete. Von den MSAA sind bis heute über dreißig Bände erschienen, darunter auch Ernst Dammanns „70 Jahre erlebte Afrikanistik“ (1999).

7.2. *Ein Lehrjahr in Washington, D.C. (1968/69)*

Auf Einladung des African Studies and Research Program, dessen Leiter damals der Ethnologe Charles Frantz war, verbrachte ich 1968/69 zwei Semester als Visiting Assistant Professor an der Howard University in Washington, D.C., einer der führenden afroamerikanischen Universitäten in den USA. Zu meinen Aufgaben gehörte es, neben dem Hausa-Unterricht vor allem einen Einblick in die Sprachgeschichtsforschung in Afrika zu vermitteln. Ich fand es reizvoll zu beobachten, auf welche Weise sich die afroamerikanischen Studierenden, die natürlich die Mehrheit meiner Hörer ausmachten, mit Fragen und Fakten, die ihren Ursprungskontinent betrafen, auseinanderzusetzen bereit waren.

Das Jahr 1968 war für den schwarzen Bevölkerungsteil Nordamerikas schwierig: Martin Luther King wurde ermordet, und es gehört zum Ergreifendsten, das ich je erfahren durfte, mit welch' tiefer Trauer und leiderfahrener Haltung die *academic community* der Universität ihres großen Sohnes gedachte.

Unter den Kollegen in Washington ragt vor allem einer heraus, dessen ich in Dankbarkeit gedenken möchte: der Nigerianer Fela Sowande vom Volk der Yoruba, der mir die Augen öffnete für die häufig erschreckende Diskrepanz zwischen dem Melodieverlauf eines aus Europa nach Afrika importierten Kirchenliedes und der sprachlichen Tonstruktur des dazugehörigen aus der betreffenden europäischen in eine afrikanische Sprache übersetzten Textes (vgl. Sowande 1967).

Persönlich möchte ich für das Jahr 1968 meiner Freude Ausdruck geben, daß unser erstgeborener Sohn Martin im Columbia Hospital zur Welt kam, was uns einen amerikanischen Staatsbürger in unserer Familie bescherte.

In Deutschland hatte inzwischen die sogenannte 68er Bewegung auch die Afrikanistik erfaßt. Führende jüngere Kollegen trafen sich auf einer Tagung in Würzburg und gründeten die „Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland“. Zu meiner großen Überraschung wurde mir mitgeteilt, daß ich *in absentia* zum Ersten Sekretär, also Vorsitzenden gewählt worden sei. Damit geriet ich in ein meiner Natur fernliegendes Fahrwasser, das mir übrigens schon bald nach meiner Rückkehr aus den USA – betreffend die Nachfolge von Lukas auf dem Hamburger Lehrstuhl – zum Nachteil gereichen sollte.²³

²³ Es muß hier vermerkt werden, daß mir Herr Lukas in einem vor meiner Reise in Marburg geführten

7.3. *Sprachenkartenprojekt Südnigeria/Westkamerun*

Im Jahre 1969, bald nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten, stellte sich im Rahmen eines umfangreichen DFG-Projekts die Aufgabe einer kartographischen Erfassung der Sprachen Südnigerias und Westkameruns. Parallel zu meiner linguistischen Dokumentation unternahm Herbert Ganslmayr die Erfassung der ethnologischen Daten. Auf mehreren Survey-Reisen, die mich vor allem in die noch wenig erforschte Grenzregion zwischen dem nordöstlichen Yoruba- und dem nördlichen Edo-Sprachgebiet sowie in den linguistisch ebenfalls stark zerklüfteten Raum um Mamfe im Norden Westkameruns führten, konnten neuere Befunde erhoben werden, die in die Karte und in das sie begleitende Beiheft (Jungraithmayr u. Ganslmayr 1986) Eingang fanden.

7.4. *DFG-Projekt zur Erfassung und Dokumentation der tschadischen Sprachen im Tschad (1970–1980)*

Die etwa hundertfünfzig tschadischen Sprachen werden hauptsächlich in den drei heutigen zentralafrikanischen Staaten Nigeria (inkl. Niger), Kamerun und Tschad gesprochen.²⁴ *Grosso modo* entspricht dieser geographisch-politischen Dreiteilung auch die sprachklassifikatorische Einteilung in West-, Zentral- und Osttschadisch. Davon war letzterer, der Ostzweig, bis 1970 am wenigsten dokumentiert. Von den rund vierzig bis fünfzig Sprachen des mittleren Tschad, die dem hamitosemitischen Sprachstamm zugeordnet werden, angefangen vom Zime („Kado“) um Pala im Westen bis zum Kadjakse im südlichen Wadai im Osten, gab es nur für sehr wenige erste Grundinformationen.²⁵ Es war daher ein Gebot der Stunde, hier Abhilfe zu schaffen. Mit großzügiger Unterstützung der DFG konnte ich auf fünf Reisen (1971/72, 1973, 1975/76, 1978 und 1980) zum einen den Verlauf der Südgrenze der tschadischen Sprachfamilie detailliert feststellen, zum andern aber auch zu mehreren der Sprachen umfangreiche Datensammlungen anlegen; so zum Zime, Sumray (Sibine), Kwang, Mokilko, Mawa, Migama und Mubi (Monjul).²⁶ Internationale Unterstützung erfuhr das Unternehmen vom Kollegen Jean-Pierre Caprile, Directeur de Recherche au CNRS (Paris), der sich vor allem dem Studium des Gabri-Tobanga und des Tumak widmete (vgl. Caprile 1975), und der Kollegin

Gespräch sagte, daß er sich mich als seinen Nachfolger auf dem Hamburger Lehrstuhl wünschte. Seine Emeritierung stand für 1969 an. Er wollte mich dies rechtzeitig wissen lassen, damit ich es in den USA im Falle anderweitiger Angebote berücksichtigen konnte. Nach meiner Rückkehr sah er sich aber nicht mehr an sein Wort gebunden.

²⁴ Im Deutschen läßt sich der Unterschied zwischen „*langues tchadiques*“ oder „*Chadic languages*“, das heißt Sprachen des hamitosemitischen Sprachstammes auf der einen Seite und „*langues tchadiennes*“ beziehungsweise „*Chadian languages*“ – den Sprachen der Republik Tschad – auf der anderen Seite nicht wiedergeben.

²⁵ Ausnahmen bildeten das Somrai/Sumray und das Mubi (Lukas 1937).

²⁶ Siehe unter anderem Jungraithmayr (1978a, c, 1981a, 1990, 1992).

Karen Ebert, heute Professorin an der Universität Zürich, der wir eine repräsentative Trilogie zum Kera verdanken (1975, 1976, 1979).

Einer größeren Öffentlichkeit konnten zahlreiche Erzähltexte aus mehreren Tschad-Sprachen in Übersetzung zugänglich gemacht werden (Jungraithmayr 1981b).

Zwei Erlebnisse aus diesen Jahren verdienen es, hier festgehalten zu werden. Der vorübergehende Arbeitsort war Bousso, eine Stadt des alten Bagirmi-Reiches, am mittleren Schari gelegen. Mein Interesse galt hier den bis dahin nicht dokumentierten Minderheitensprachen Gadang, Miltu und Sarwa. Die katholische Pfarrei gewährte mir gastfreundliche Unterkunft. – Es ist Abend. Auf der Dachterrasse des Hauptgebäudes sitze ich mit einigen Patres und Fratres nach dem Abendessen beisammen. Der Blick fällt auf den Schari-Fluß, in dessen Wasser sich der Vollmond spiegelt. Das Gespräch geht zurück in die Zeiten vor der Unabhängigkeit, als die Republik Tschad noch eine französische Kolonie war. Der Abend ist fortgeschritten. Schließlich bin ich nur noch allein mit einem der Fratres. Er fragt mich: „Waren Sie damals schon einmal in diesem Land?“ Ich bejahe und erzähle von meinem Erlebnis in Mongo, wo uns der damalige Chef de Canton auf höheres Geheiß hin eines Morgens im Garten des Missionars Barbezat in Gewahrsam zu nehmen und schließlich – im Militärflugzeug! – nach Abéché zurückzuschicken hatte. Nach einer ganzen Weile der Stille blickt er mich an und sagt: „Wissen Sie, wer dieser Chef de Canton damals war? – Das war ich!“ Welch’ eine Überraschung auf beiden Seiten! Welch’ ein „Zufall“! Er war damals, offenbar 1960, aus dem sich auflösenden kolonialen Verwaltungsdienst ausgeschieden und in den Dienst der Kirche getreten.²⁷

Das andere erinnernswerte Erlebnis: Es war an einem Sonntag des Jahres 1973 in Pala, im Südwesten der Republik Tschad. – Hochwürden Père Pierre Court hat mich zum Mittagessen eingeladen. Er spricht die lokale Sprache, das Zime. Im fortgeschrittenen, anregenden Gespräch berichtet er mir von manch’ unerklärlicher Reaktion auf seine Predigten seitens der einheimischen Gemeindeglieder. Aus meiner Kenntnis der dialektalen Unterschiede, die innerhalb des Stadtgebietes von Pala bestehen, können wir uns schließlich jene Mißverständnisse, zu denen es offenbar bei den Predigten von P. Court gekommen ist, verständlich machen: P. Court predigte im Dialekt A (Pala-Houa), den er gelernt hatte, jedoch nicht vor Sprechern und Hörern von Dialekt A, sondern von Dialekt B (Herde). Da die beiden Dialekte jedoch durch partiell polar entgegengesetzte Tonoppositionen in den Grundaspekten Perfektiv und Imperfektiv charakterisiert sind, mußte eine abgeschlossene Handlung im Dialekt A im Dialekt B als unabgeschlossen beziehungsweise auch umgekehrt (miß)verstanden werden. Zur Verdeutlichung sei hier ein Beispiel geboten (Jungraithmayr 1978c: 10):

²⁷ Mein Gesprächspartner, Frère De Clos, war später in der Diözese N’Djaména tätig, wo er eines Tages beim Zelebrieren einer Messe in der Kathedrale einem Mord zum Opfer fiel.

	Dialekt A (Pala-Houa)	Dialekt B (Herde)
Perfektiv („er hat geschlagen“):	<i>ndúm pum</i> (hoch-mittel)	<i>ndum púm</i> (mittel-hoch)
Imperfektiv („er schlägt“):	<i>ndúm púm</i> (hoch-hoch)	<i>ndum pum</i> (mittel-mittel)

7.5. *Der Tschadische Wortkatalog/Chadic Word Catalogue (CWC)*

In den 1960er Jahren war eine spürbare Zunahme von Forschungsarbeiten über tschadische Sprachen zu verzeichnen.²⁸ Es lag also nahe, das immer umfangreicher werdende lexikalische Datenmaterial zentral zu erfassen, was spätere historisch-vergleichende Untersuchungen wesentlich erleichtern würde. So richteten wir in Marburg mit Unterstützung der DFG den Tschadischen Wortkatalog ein, ein Kartensystem für rund 1 000 Lexeme aus allen bisher bekannt gewordenen tschadischen Sprachen. Jedes bedeutungstragende Lexem umfaßt drei DIN-A4-Lochkarten, auf denen die Einzelsprachen in Feldern mit fortlaufenden Zahlen ihren Platz haben. Der Katalog befindet sich heute am Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften in Frankfurt. In den Anfangsjahren oblag die Betreuung des Katalogs beziehungsweise die Einarbeitung des lexikalischen Datenmaterials Herrn N. Paul Knowlton (Marburg). Die Fortsetzung der Arbeit an diesem wichtigen Forschungsinstrument gestaltet sich zur Zeit schwierig.

7.6. *Rundbrief zur Tschadsprachenforschung/Chadic Newsletter*

Auf dem Westafrikanischen Sprachenkongreß in Abidjan (1969) wurde beschlossen, einen „Chadic Newsletter“ herauszugeben, der in Marburg redigiert werden sollte. Von 1970 bis 1998 bin ich, unterstützt zunächst von N. Paul Knowlton, später von Michael Bross, diesem Auftrag mit der Herausgabe von 22 Nummern nachgekommen. Die Zentralbibliotheken der Universitäten Marburg und Frankfurt haben dabei wichtige logistische Hilfe geleistet (Druck, Binden, Versand). Im Jahre 2000 gab ich die verantwortliche Redaktion an Dymitr Ibrizimow (Bayreuth) ab.

²⁸ Neben den deutschen Arbeiten führten vor allem französische und amerikanische Initiativen zur Verbesserung unserer entsprechenden Kenntnisse.

7.7. *Marburger Gelehrte Gesellschaft und Wissenschaftliche Gesellschaft in Frankfurt*

Eine Möglichkeit, der allgemeinen Tendenz zur Spezialisierung der Wissenschaften ein wenig entgegenzuwirken, liegt in der Mitarbeit in interdisziplinär orientierten Gesellschaften. Hier trifft der Mediziner auf den Philologen und der Archäologe auf den Biologen. Jeder kann sich über die Hauptfragen und den Erkenntnisstand anderer Wissenschaftsgebiete in monatlich stattfindenden Vortragsveranstaltungen ein Bild machen. Die Mitgliedschaft erfolgt durch Kooptation. In den 1970er Jahren wurde ich zunächst (1973) in die Marburger Gelehrte Gesellschaft und 1976 in die 1906 in Straßburg gegründete Wissenschaftliche Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt gewählt. In den vergangenen etwa dreißig Jahren habe ich aus den Vorträgen und Gesprächen in diesen beiden Gemeinschaften sehr viel Kenntnisgewinn gezogen. Von den zahlreichen Kollegen, denen ich auch persönlich-menschlich viel verdanke, möchte ich besonders den Indogermanisten und Tocharisten Werner Thomas, mit dem mich eine herzliche Freundschaft verbindet, nennen wie auch den Altphilologen Harald Patzer, den Indologen Wilhelm Rau, den Rechtshistoriker Adalbert Erler, den National-ökonom Karl Häuser, den Semitisten Walter W. Müller und den Historiker Roderich Schmidt. Seit vielen Jahren gehöre ich den Vorständen der beiden Gesellschaften an.

7.8. *Einführung in die Hausa-Sprache (1976)*

In Zusammenarbeit mit meinem Kölner Kollegen und Freund Wilhelm J.G. Möhlig entstand Anfang der 1970er Jahre ein Lehrbuch der Hausa-Sprache, das eine Lücke bei der Unterrichtung dieser neben dem Swahili wichtigsten afrikanischen Verkehrssprache – von mehr als dreißig Millionen Westafrikanern gesprochen – an deutschsprachigen Universitäten schloß. Die „Einführung“ ist – nach weiteren Auflagen 1981 und 1986 – 2004 überarbeitet und in ganz neuem Kleide – nunmehr unter zusätzlicher Mitarbeit von Anne Storch – als „Lehrbuch der Hausa-Sprache“ erschienen (Jungraithmayr, Möhlig u. Storch 2004).

7.9. *Chadic Lexical Roots (1981 und 1994)*

Auf der Grundlage des Tschadischen Wortkatalogs ist Ende der 1970er Jahre die Erstellung einer vergleichenden Untersuchung des tschadischen Wortschatzes in Angriff genommen worden. Für dieses Unternehmen konnte die Mitarbeit von Kiyoshi Shimizu gewonnen werden, der damals auf eine jahrelange Lehr- und Forschungserfahrung in Nordnigeria zurückblickte. Eine erste Fassung unserer Vergleichungs- und Rekonstruktionsversuche erschien Anfang der 1980er Jahre, wenn auch zunächst nur in einem Band (Jungraithmayr u. Shimizu 1981). Erst dreizehn Jahre später, 1994, konnten wir,

zusammen mit Dymitr Ibriszimow, das von Anfang an in zwei Bänden – Dokumentation und Rekonstruktion – geplante Werk vollständig vorlegen (Jungrathmayr u. Ibriszimow 1994a, b). Ibriszimow war im Jahre 1989 meiner Einladung, aus Krakau beziehungsweise Warschau zur Mitarbeit nach Frankfurt zu kommen, gefolgt. Eine intensive, harmonische Zusammenarbeit zwischen Ibriszimow und mir, wobei sich unsere Sicht- und Vorgehensweise in der Regel auf das fruchtbarste komplementär ergänzte, führte schließlich zum erfolgreichen Abschluß des Werkes, „qui ne sera pas dépassé avant longtemps“, wie es einer der Rezensenten ausdrückte.²⁹

Es sei hier aus- und nachdrücklich des Anteils dankbar gedacht, den Otto Rössler (1907–1991) an dem Zustandekommen dieser Arbeit hatte. Mit großem Interesse und lebendiger Neugier nahm er vor allem die aufgrund unserer Feldforschungen in den 1970er Jahren sich stark vermehrenden neuen lexikalischen Datenzugänge aufmerksam wahr und bemühte sich, jedes neue tschadische Lexem auf seine mögliche hamitosemitische Verwandtschaft hin zu prüfen. Es war ein wahres Vergnügen, ihn in dieser seiner „Werkstatt“ mit Phantasie, aber auch mit großer methodischer Disziplin operieren zu sehen. Für diese Erfahrung, einem Gelehrten klassischer humanistischer Prägung begegnet zu sein, werde ich stets dankbar sein.

7.10. *Groupe d'Études Tchadiques (Paris)*

Nach meiner Rückkehr aus Washington (1969) und im Blick auf die von mir ins Auge gefaßten Forschungsarbeiten im frankophonen Tschad (vgl. 7.4.) wandte ich mich an meine französischen Kollegen Luc Bouquiaux und Jacqueline Thomas mit der Bitte, mir einen geeigneten Mitarbeiter zu nennen. Sie schlugen Jean-Pierre Caprile vor, mit dem ich dann auch die erste Reise in den Tschad antrat: nach Übernahme der Wagen in Duala durchquerten wir Kamerun von Süden nach Norden. Mit dieser Zusammenarbeit setzte eine erfreuliche Tendenz hin zu vermehrten Kontakten mit französischen Kolleginnen und Kollegen ein, die schließlich zur Gründung der Arbeitsgruppe „Groupe d'Études Tchadiques“ (G.E.T.) – im Rahmen des Centre National de Recherche Scientifique (CNRS) – führte, deren Koordination und Leitung mir 1979 übertragen wurde. Aus den jährlichen Arbeits- und Vortragstreffen in Paris ging eine selbständige Publikationsreihe hervor, die von Henry Tourneux und mir herausgegebenen „Études Tchadiques“, von denen von 1987 bis 1991 im Verlag Geuthner vier Bände erschienen sind. Da neben Tschadisten – wie Daniel Barreteau, Claude Gouffé, Bernard Caron, Henry Tourneux und Véronique de Colombel – auch Vertreter benachbarter afrikanistischer Disziplinen – etwa Lionel Galand, Werner Vycichl, Luc Bouquiaux, Gladys Guarisma und Su-

²⁹ Caron (1996:399). – Daß unsere Arbeit in ungestörter und angenehmer Atmosphäre vonstatten gehen konnte, danken wir Frau Elsa Moench, in deren Haus in Bad Homburg unsere oft tagelangen Sitzungen stattgefunden haben.

zanne Ruelland – häufig an unseren Jahrestreffen teilnahmen, kam es zu einem lebendigen und fruchtbaren Austausch von Gedanken und Forschungsergebnissen, zum ersten Mal in einem französisch-deutschen Rahmen.

Gleichzeitig führte diese enge Zusammenarbeit zwischen der Marburger und der Pariser Tschadistik zu kürzeren oder längeren Arbeitsbesuchen und -aufenthalten französischer Kolleginnen und Kollegen in Marburg. Dazu zählten Jean-Pierre Caprile, Suzanne Ruelland, Michka Sachnine und Daniel Barreteau. Letzterer kam dann nach 1985 für ein ganzes Jahr auch nach Frankfurt.

Aus der Vielzahl der französischen Kollegen ragt einer heraus, dem ich besonders viel verdanke: Claude Gouffé. Von Haus aus Klassischer Philologe – und privat außerdem leidenschaftlicher Entomologe –, wandte er sich früh dem Studium des Hausa zu und entwickelte sich darin zum besten Kenner dieser großen westafrikanischen Sprache in Frankreich und – nach Fred W. Parsons – weltweit. Ich werde die mit Claude im guten Gespräch verbrachten vielen Abende, zunächst in seinem Hause, später in Pariser Restaurants, nie vergessen.

7.11. *Association Méga-Tchad (Paris)*

Aus den intensivierten tschadistischen Forschungsbemühungen, vor allem auf der breiten deutsch-französischen Kooperation seit 1970 fußend, erwuchs, fast konsequent, der Wunsch nach einer über das Linguistische hinausreichenden allgemeinen Tschadforschung. So gründeten wir, Daniel Barreteau und ich, 1984 das Forum für interdisziplinäre Tschadforschung, für das ich den Namen „Méga-Tchad“ vorschlug. Die ersten Jahre stand ich der Association als Präsident vor. Die im Abstand von zwei bis drei Jahren stattfindenden Kongresse von „Méga-Tchad“ – unter anderem in Sèvres, Frankfurt, Orléans, Maiduguri (Nigeria) und Maroua (Kamerun) – erfreuen sich eines großen und immer noch wachsenden Zuspruchs. Die daraus hervorgegangenen Publikationsbände sind als „Actes du Colloque du Réseau Méga-Tchad“ erschienen.

7.12. *Übersetzung von Shehu Shagari's Lehrgedicht „Nigeria“*

Im Jahre 1948 schuf der damalige Lehrer und spätere Bundespräsident von Nigeria Alhaji Shehu Aliyu Shagari ein 500 Doppelzeilen umfassendes Lehrgedicht zur Landeskunde und Geschichte seines Heimatlandes: eine Ode auf das große und mit seinen 450 Ethnien beziehungsweise Sprachgemeinschaften volkreichste Land Afrikas (Shagari 1973). Die sonst bei solchen Themen meist gelangweilten Schüler lebten bei dieser Lehrform auf, rezitierten und sangen freudig die rhythmisierten und gereimten zweizeiligen Hausa-Verse und beherrschten so schließlich das ganze epische Gedicht oft auswendig. Der Lehrerfolg war auf diese Weise ohne Zweifel gewährleistet.

Als nun für 1982 ein Staatsbesuch des Präsidenten der Bundesrepublik Nigeria in der Bundesrepublik anstand, erbat der damalige Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens einen Rat hinsichtlich eines passenden Geschenks für seinen hohen Gast. Meinen Vorschlag, ihm eine Übersetzung beziehungsweise Nachdichtung des genannten Hausa-Lehrgedichts in deutscher Sprache zu präsentieren, nahm er begeistert auf. So unterzog ich mich, unterstützt von meiner Frau Ellen, in den Sommerferien 1981 der nicht ganz leichten Aufgabe einer Übertragung des hausanischen Gedichts in eine formal und inhaltlich möglichst adäquate deutsche Sprachgestalt. Wir wählten die Form einer rhythmischen Prosa, die auf Reim verzichtet, jedoch auf Länge und Zahl der Hebungen in den Verszeilen achtet. So lautet zum Beispiel die 118. Doppelzeile (Shagari 1982):

Wir kennen im äußersten Osten den Kreuzfluß,
Im Westen den Ogun mit spärlichem Wasser.

Im März 1982 habe ich dann dem völlig überraschten und hocheifreuten Präsidenten Shagari bei einem Empfang in der Villa Hammerschmidt in Bonn das vollendete Werk überreicht.

7.13. Gastprofessur an der Universität Maiduguri (1982/83)

Im Wintersemester 1982/83 hatte ich aufgrund einer Einladung seitens der Universität Maiduguri (Borno State, Nigeria), initiiert durch Prof. C.M.B. Brann, Gelegenheit, am Department of Languages and Linguistics afrikanistische Vorlesungen und Seminare abzuhalten. Als besonders anregend und reizvoll empfand ich es dabei, unter einer großen Studierendenzahl immer wieder Dutzende von Sprechern unterschiedlicher tschadischer Sprachen vor mir zu haben, die sich ihrer linguistischen Verwandtschaft gar nicht bewußt waren. Bura und Bole oder Tangale und Margi sahen, erkannten (und hörten!) plötzlich aufgrund der von mir vorgeführten Verwandtschaftsregeln ihre gemeinsamen Wurzeln. Daß zum Beispiel Hausa *sanyi* mit Tangale *yibat* wurzelverwandt ist, kann den betreffenden Sprechern unmöglich einsichtig sein; so wie ja auch Französisch- beziehungsweise Italienisch-Sprechern nicht ohne weiteres klar ist, daß *eau* und *aqua* auf ein und dieselbe lateinische Wurzel zurückgehen. Jedes Mal, wenn so Sprecher tschadischer Sprachen ihrer gemeinsamen sprachlichen Herkunft und Vergangenheit gewahr wurden, kam dieses Erlebnis fast einem kleinen Pfingstwunder gleich.

Und noch eines: Hausa ist in Nordnigeria die wichtigste *lingua franca* und eine soziale Prestigesprache. Sprecher der zahlreichen kleineren Sprachen, die ihren Minoritätenstatus nicht unbedingt als Ehrensache ansehen, verstecken häufig ihre Muttersprache hinter dem Hausa. So tat es auch ein junger Higi-Mann namens Musa. Er bestand zunächst darauf, zuhause, das heißt in einem Dorf in der Adamawa-Provinz, nur Hausa zu sprechen. Am Ende des Semesters, in dem ich immer wieder auf die große Bedeutung jeder noch so „kleinen“ Sprache für die historisch-vergleichende Sprachforschung,

aber auch menschlich-sozial für die einzel-kulturelle Identitätsfindung und -bewahrung hingewiesen hatte, kam Musa zu mir, bedankte sich, daß ich ihm die Augen geöffnet hatte, und gestand, jetzt mit Stolz, daß seine Muttersprache Higi sei. Jahre später sah ich ihn wieder: Er hatte inzwischen seine Magisterarbeit über das Higi geschrieben und war jetzt ein Mitglied des linguistischen Department der Universität.

7.14. *Lexikon der Afrikanistik* (1983)

Anfang der 1980er Jahre haben wir am Marburger Fachgebiet für Afrikanistik in Verbindung mit dem Kölner Kollegen W.J.G. Möhlig, den Versuch unternommen, die Geschichte der Erforschung der afrikanischen Sprachen, die in ihren Anfängen auf das 16. Jahrhundert zurückgeht, in Form von Lexikon-Artikeln nachzuzeichnen. Es ging uns hauptsächlich um die Erfassung von oft nur mehr schwer erreichbaren Daten zu Kurzbiographien von Sprachforschern, aber auch um Artikel zu den bedeutenderen afrikanischen Sprachen sowie um die Erklärung linguistischer Termini, die eine besondere Relevanz für afrikanische Sprachen besitzen. Etwa dreißig Autoren haben Beiträge zu dem im Reimer-Verlag erschienenen Lexikon geleistet (Jungraithmayr u. Möhlig 1983). Im Anschluß an dieses Lexikon erschien in den 1990er Jahren, ebenfalls in Zusammenarbeit mit Möhlig, ein vergleichbares Nachschlagewerk zur afrikanischen Erzählforschung (Möhlig u. Jungraithmayr 1998).

8. *DIE FRANKFURTER JAHRE (1985–1996)*

In ersten Gesprächen mit Eike Haberland, dem damaligen Direktor des Instituts für Historische Ethnologie und des Frobenius-Instituts an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt, die auf das Jahr 1973 zurückgehen,³⁰ wurden Überlegungen angestellt, wie die breit angelegte ethnologische Lehr- und Forschungslandschaft in Frankfurt durch das sprachwissenschaftliche Feld erweitert beziehungsweise ergänzt werden könnte. So kam es bereits ab 1978 zu entsprechenden Lehraufträgen am Frankfurter Institut, die ich von Marburg aus wahrnahm. Nach Einrichtung des Lehrstuhls für afrikanische Sprachen folgte ich dem an mich ergangenen Ruf und begann meine Arbeit, zusammen mit Gudrun Mieke und Rudolf Leger. Unser Lehrstuhl, zunächst in der Feldbergstraße unweit vom Institut für Historische Ethnologie angesiedelt, war anfangs auch institutionell letzterem zugeordnet. Erst Jahre später, vor allem im Zusammenhang mit unserem intensiven Engagement für den Sonderforschungsbereich

³⁰ Sie fanden vor allem auf dem Rückflug von Addis Abeba statt, wo wir gemeinsam am Internationalen Afrikanistenkongreß teilgenommen hatten.

268, kam es zur Umwandlung des Lehrstuhls in das autarke Institut, das für mich von Anfang an als einzig sinnvolle und akzeptable Forschungs- und Lehrstätte in Frankfurt in Frage gekommen war. Die wachsende Fülle der Aufgaben, vor allem auch bedingt durch die Anforderungen des SFB 268 im Bereich der Forschung, verschaffte dem Institut eine zweite Professorenstelle (C3), auf die 1993 Rainer Voßen berufen wurde; 1996, nach meinem Eintritt in den Ruhestand, folgte er mir als Nachfolger in der Leitung des Instituts nach. Die dadurch freigewordene C3-Stelle konnte bedauerlicherweise bis heute nicht wiederbesetzt werden.

Zu meinem 65. Geburtstag haben mich an die vierzig Kolleginnen und Kollegen durch ihre Beiträge zur Festschrift „Von Ägypten zum Tschadsse“ geehrt (Ibrizimow, Leger u. Seibert 2001).

(Fortsetzung folgt)